

Unser Planet.

Blätter
für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 119.

(II. Jahrg.) Freitag, den 20. Mai.

1831.

Literarisch = artistische Estafette aus Berlin.

(Am 1sten Mai 1831.)

I. Literarischer Bericht über a) Buchhändler = Crispien für Manuscripte; 2) Harleß: Verdienste der Frauen um die Naturwissenschaften; 3) Kiefer gegen die Scherin v. Prevost; 4) Stühr über die Sternkunde der Chinesen und Indier; 5) Lichtenstädt über die Cholera; 6) Grottaus Erbin v. Brägg; 7) die Berliner dilettantirenden Astronomen Kunowsky, Mädler und Beer.

Der ernste Charakter der ereignisreichen Gegenwart spiegelt sich seit Anfang dieses Jahres sowohl in dem öffentlichen wie in dem socialen und häuslichen Leben unserer Residenz gar sehr merklich ab. Die ganz Europa umziehenden Gewitterwolken erzeugen wie überall so auch bei uns eine gewisse Beklemmung, die durch nichts als bloß durch jene ewig belebende Hoffnung, daß es nicht immer so bleiben kann und wird, bezwingbar ist. Alles am Hofe wie in den Kreisen der höhern und niedern Stände lebt eingezogener, häuslicher und eingeschränkter, und nur die Theater noch sind es, in welchen man nach ernstem Tagesgeschäften durch momentanen Genuß das wichtige allgemeine Streben der Gegenwart zu vergessen sich bemüht.

Daß bei solchen Conjecturen außer den ephemeren Broschüren, kein bedeutendes in irgend eine strengere Wissenschaft einschlagendes Werk unter die Buchdruckerpressen kommt, woher denn auch bei den fünf- bis sechshundert Schriftstellern, die das 1826 vom würdigen Criminaldirektor Hitzig herausgegebene „Gelehrte Berlin“ zählt, in allen Straßen Manuscripte wegen ihrer Verlegenheit nach Verlegern, von den Autoren selbst verlegt, d. h. bei Seite gelegt werden müssen, ist ganz natürlich. Ob aber bei einer solchen Crisis nicht dennoch in mancher Hinsicht sowohl von Seiten der Schriftsteller als von der des Publikums gewonnen wird? dieß ist eine Frage, die Correspondent wenigstens nicht mit einem zuverlässigen „Nein“ beantworten kann, denn

er selbst hat an Manuscripten, die nach seinem frühern Calcul schon bald nach Michaelis v. J. in den Druck kommen sollten, seit dieser Zeit noch so vielseitig daran gefeilt, theils ergänzt, und dadurch verbessert und theils gestrichen, und dadurch die redselige Breite beschnitten, daß er jetzt erst von der Wahrheit des Horazischen Ausspruches nonum prematur in annum durchdrungen wird, wiewohl er schon ein halbes Duzend Schriften seit zwei Jahren ins Publikum geschickt, worauf selbst das bekannte nonum prematur in annum nicht einmal anzuwenden ist. Nächstdem scheint, wie der medicinische Schriftsteller Dr. J. J. Sachs neuerlich in der hiesigen Spener'schen Zeitung in einem Artikel über die literarische Förderung der praktischen Heilkunde in Berlin sehr richtig behauptete, der Charakter unserer Zeit wirklich ganz dem, der schon früher in der Literar = Geschichte fast eines jeden cultivirten Volkes vorkommenden Zeitraume zu gleichen, in welchem die schöpferische Kraft wie gelähmt, der sonst in eignen, selbstständigen Erzeugnissen sich ankündigende Geist beinahe wie untergegangen war. Herr Dr. Sachs bezieht dieses in seinem Artikel zunächst nur zu seinem Fache — der Natur- und Heilkunde; es kann dieß aber in der That für alle Richtungen der wissenschaftlichen Literatur gelten, überall trägt die Physiognomie unserer Gegenwart bloß das Gepräge eklektisch-kritischen Geistes, und nur sehr wenige Erzeugnisse werden zu Tage gefördert, die eine eigne, selbstständige Produktivität repräsentiren.

Überall sieht man die geistige Kraft sich bloß an dem Vorhandenen gern üben, indem sie entweder das im Zeitenstrom Dahingegangene aufs Neue in's Leben ruft, das alte minder Bekannte aus dem Dunkel hervorzieht, erläutert und umgestaltet, oder auch das schon Bekanntere prüft und sichtet, und nach dem Geschmacke der Zeit ordnet. Daß aber gerade bei solchen Arbeiten die Wissenschaften als filiae temporis — als Töchter der Zeit — erscheinen müssen, die, je länger sie unter den Händen der Autoren reifen, desto gebiegender in's Publikum treten, wobei nur der Autor an Ehre und der Leser an genügender Vollständigkeit des Buches gewinnen kann, ist wohl außer Zweifel zu setzen. Mö-

gen daher unsere Gelehrten, bei dem Augenblicke einer solchen Buchhandels-Crise wie die jetzige, ein wenig in sich gehen, und die Gegenstände ihrer effektischen Untersuchung in ihren Händen immer mehr feilen; auch eine solche Zeit hat ihr Gutes, der menschliche Geist muß einmal, nach dem Plane des ewigen Weltengeistes, so lange er die Ahnung des Bessern nicht verloren, das Bestehende entweder zu erhalten oder durch kritische Sichtung Neues vorzubereiten streben, wenn er selbst nicht mehr fähig ist, Neues zu schaffen.

Den geneigten Leserinnen mögen wir hier gern ein Werk vom Geheimenrath Hartß in Bonn empfehlen, das den schönen Antheil, welchen hohe und erlauchte, wie bürgerliche Frauen, zu allen Zeiten, an der Cultur der gemeinnützigen Naturwissenschaften, so wie an der Erd- und Völkerkunde, Anthropologie, Heilkunde, mit Inbegriff der Hygiene, und selbst der Bromatologie genommen haben, gründlich und angenehm darstellt. Schade nur, daß es dadurch, um Gelehrten und Ungelehrten zugleich nützlich zu sein — zu stark gerathen, so daß es 2 Rthlr. 8 Gr. kostet; für häusliche Kreise allein vom Autor bestimmt, hätte es gemeinnütziger werden können. Nächstem sind auch viele erlauchte Prinzessinnen und Fürstinnen darin aufgenommen, die bloß natur- und heilkundigen Anstalten patroniren, und die fähig ganz hätten wegleiden sollen, denn man kann es dem Zuschnitte ihrer biographischen Skizzen ansehen, daß es dem Herrn Geheimenrath bloß um schöne Dosen, Ringe oder sonstige ähnliche Aufmerksamkeiten zu thun gewesen sein muß.

(Fortsetzung folgt.)

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine.
Hamburg, 1831. Bei Hoffmann und Campe.

(Beschluss.)

Machte uns Heine früher durch seine Geisteskräfte — die in einem einzigen Athemzuge jeden Gegenstand bis in sein tiefstes Innere zu durchleuchten, die mit einem Worte den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten — staunen, bezeugte er gleichsam dadurch seine schnelle kritische Empfindung, so dürfen wir jetzt mit vollem Rechte seinen kritischen Geist loben, welcher sich wohl am glänzendsten in folgender treffenden Charakterisirung der National-Freiheitsidee (S. 150) kund gibt:

„Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rothgerötheten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Galan oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Bethenerungen, er schlägt sich für

sie auf Tod und Leben, er begehrt für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.“ —

Im Ganzen aber ist unter jenen kritischen Erörterungen der Geist der Poesie, welcher sich so üppig durch Heine's frühere Werke rankt, merklich verkümmert. Selbst sein Styl strebt an einigen Orten sichtbar dem Doktorhute entgegen, denn er versucht sich zuweilen, gleich dem eines F. Rückert, in absonderlichen Redewendungen, wie „vergangenheitliche Dämmerung“ 2c. Nur selten stoßen wir auf Reminiscenzen des frühern Menschen, den Heine auszuziehen strebt, und wir gestehen, daß Stellen, welche vielleicht mit dem Unwillen ihres eignen Verfassers zu klapfen hatten, weil noch eine frühere, gewisse begeisterte Wildheit aus ihnen spricht, uns schmerzlich-süß an den lieben alten H. Heine erinnern haben, den Sänger der Reisebilder und des Buches der Lieder. Eine dergleichen Stelle wäre wohl z. B. S. 310 aufzufinden, wo es heißt:

„Wie die Helben der Revolution, so hat man die Revolution selbst verläumdet und sie als ein Fürstenschreckniß und eine Volksseuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all' die sogenannten Gräuelt der Revolution von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man, einige Zeit, nichts Anderes, als grellcolorirte Bilder der Guillotine. Es ist freilich nicht zu läugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die bummeln Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Werrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lange gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst tausende und aber tausende Rotürers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten, alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputirt, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vaternordes oder des Selbstmordes beschuldigen soll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften, als vielmehr der Begehrtheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst, zu allen Zeiten, in weit reichlicherem Maße, Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten.“

Aber dieß sind nur Rückfälle; der Diplomat entreißt sich schnell wieder dem Dichter, und schon auf den nächsten Seiten ist er wieder abgekühlt und langt nach Floskeln und Staatsideen.

Seltam ist es, daß Heine — durch Selbstwahn oder durch ein trotz seiner Bekehrung nicht zu überwindendes Heimweh nach seinem einstigen Zustande verleitet — zuweilen doch noch Miene macht, sich für das frühere Wesen zu halten. Wenigstens scheint dieß aus folgendem, von ihm gestellten Gleichnisse (S. 321) hervorzugehen:

„Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen, und saß in schwerer Fäst. Ich glaube, es war in Tyrol. Da saß er, in einsamer Betrübniß, verlassen von allen seinen Rittersn und Höslingen, und keiner kam ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er schon damals jenes käsebleiche Gesicht hatte, wie es auf den Bildern von Holsbein abkonterfeit ist. Aber die menschenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltsamer hervor, als auf jenen Bildern. Mußte er doch die Leute verachten, die, im Sonnenscheine des Glückes, ihn so ergeben umwehelt und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete sich plötzlich die Kerkerthüre, und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen getreuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rath, und es war der Hofnarre.

„O, deutsches Vaterland! theures deutsches Volk! ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst jemanden um dir haben, der mit dir schwagt über die bedrängliche Drangesal, und die Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spas und bestes Blut zu deinen Diensten steht &c.“

Der Verfasser thut sich zum Theile damit unrecht; Heine hat in diesem Buche nicht mehr geschwagt, der frühere lebenswürdige, bald tiefsinnige, bald heitere Schwätzer hat uns verlassen, und nicht ein Kunz von der Rosen, nicht ein gefühlherziger Hofnarre, nein, ein Redner voll Witz und Weisheit tritt er zu der deutschen Nation, er schmiegt sich nicht, wie einst, launenhaft, aber mitleidend an deren wundtes Herz, er hat es nur noch mit deren Kopfe zu thun.

Heine ist gesundet; die Berliner Witzlinge werden sich verblüfft vor ihm neigen und die witzverzerrten Mäuler in ernsthafte Falten legen, wenn sie die neue philosophische Miene ihres Landsmannes sehen. Er ist noch immer so geistreich, noch immer so witzig, wie früher, und ist oben drein gesund geworden, aber ich wollte, er wäre noch krank. — Kranke Menschen haben immer etwas Poetisches, auf ihrem Schmerzenslager waltet ihr Genius freier, weil ihr Wesen es mit den eignen Leiden zu thun hat. Leidende sind auch immer lebenswürdig, aber die Gesundheit bläht die Seelen wie die Leiber, und während ein weinendes Auge krankhafte, aber vielfarbige Ringe um die Gegenstände zieht, sieht ein gesunder Blick Alles nur in seiner bleichen, hungrigen Regelmäßigkeit. Also, prions Dieu! Vielleicht wird Heine noch einmal krank und gibt uns in seinen Geuzern noch ein Buch der Lieder, zu welchem er, nach gegenwärtigen „Nachträgen“ zu schließen, es im bleibenden Zustande der Genesung schwerlich bringen dürfte! —

H. Meynert.

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

Kunst ist die Darstellung der Schönheit in vollendeter Form; was durch sie hervorgebracht oder geschaffen wird, heißt ein Kunstwerk.

Man hat es auf vielfache Weise versucht, das Wesen der Kunst in Worten darzustellen. Die Einen nahmen die Kunst bloß als Gegensatz der Natur und nannten jedes Menschenwerk auch ein Kunstwerk; aber es leuchtet wohl ohne weiltläufige Auseinandersetzung ein, wie wenig diese Erklärung befriedigen konnte, da sie den Kreis der Kunst zu sehr erweiterte, und Gegenstände in ihr Gebiet zog, welche in demselben nie heimisch zu werden vermochten. Um diesen Fehler gut zu machen, fing man nun an, die Menschenwerke wiederum zu sondern, bald in dauerndere Kunstwerke und vergänglichere, bald in Verstandes- und Kunstwerke, bald wollte man, als auch das unzulässig erschien, das Kunstwerk an der Schwierigkeit erkennen, mit welcher der Erfinder und Verfertiger zu kämpfen hatte. — Die Andern, wahrscheinlich über das Wesen der Kunst mit sich selbst nicht im Klaren, suchten sich durch hochtönende Worte zu helfen. Man nannte die Kunst die Darstellung des Göttlichen im Irdischen; eine Nachweltsschöpfung; eine Verkörperung des Geistes. Zog die zuerst gegebene Erklärung die Kunst zu tief in eine ihr fremde, gemeine Sphäre hinein, so gab ihr diese Erklärung einen Standpunkt, auf dessen schwindelnder Höhe sich die Kunst nicht behaupten kann, die Unmöglichkeit von ihr fordert. — Darum erklärte man nun richtig die Kunst für eine Darstellerin der Ideen; da aber alle Ideen der Idee der Schönheit dienstlich zur Hand gehen: so fällt diese Definition mit der oben von uns gegebenen zusammen.

Um uns noch besser über das Wesen der Kunst zu verständigen und ihr Gebiet noch genauer abzugrenzen, ist es nöthig, die Kunst von andern Gegenständen, die mit ihr näher oder entfernter verwandt sind, aber nicht in ihren Kreis gezogen werden dürfen, streng zu unterscheiden.

Die Kunst ist kein Handwerk und ein Handwerk ist keine Kunst. Ein Kunstwerk muß eine freie Schöpfung der Phantasie sein, und sein einziger Zweck ist die vollendete Darstellung ihrer Gebilde; das erlernte Handwerk dagegen sucht mittelst körperlicher Geschicklichkeit nützliche oder unterhaltende Dinge zu verfertigen, fast ohne Ausnahme mit der Hauptabsicht, Geld zu erwerben. Es ist daher sehr ungehörig und die Begriffe verwirrend, wenn man gewisse körperliche, offenbar zu den Handwerken gehörige Geschicklichkeiten mit dem Namen der Kunst belegt, wie die Kochkunst, die Buchdruckerkunst &c. &c. — ein Mißbrauch dieses Namens, der in der neuesten Zeit so weit getrieben wird, daß man in großen Städten auf den Aushängeschildern nicht mehr Schneider, sondern Kleiderkünstler, nicht mehr Friseur oder Haarträusler, sondern Friseur- und Parfümeriekünstler &c. &c. zu unzähligen Malen lesen kann. Solche Handwerke, die man wohl noch mit dem, trotz sei-

nes herabstimmenden Zusages immer noch zu hochtönenden und ihnen nicht gebührenden Namen *Kunst* — im Gegensatz zu den sogenannten freien Künsten — belegt hat, können wohl künstlich betrieben werden, aber nie Kunst sein. Auch Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft (S. 173, 174) scheidet die Künste von den Handwerken, indem er jene als bloß für sich selbst angenehme, diese als für sich unangenehme und beschwerliche, und nur durch ihre Wirkung, z. B. den Lohn, anlockende Beschäftigungen darstellt. Dagegen eifert nun zwar Herder in seiner Kalligone (Zhl. II. S. 14 u.); er scheint aber weder den Unterschied richtig aufgefaßt, noch überhaupt das Wesen der echten Kunst gehörig ergriffen zu haben, indem er sie immer nur von ihrer nützlichen Seite betrachtet, auf ihre Vortheile und Unentbehrlichkeit hinweist, und überdies die bei den alten sogenannten sieben freien Künste, von denen bald die Rede sein wird, im Auge zu haben scheint.

Auch andern körperlichen Fertigkeiten, die nicht zu den Handwerken gehören, wird oft irthümlich der Name der Kunst beigelegt, was hier im Vorbeigehen bemerkt sei. Fälschlich spricht man also von einer Turn-, Reit-, Fecht-, und selbst der Tanzkunst kann man diese Benennung nur unter gewissen Einschränkungen zugeschnen. Auch hier pflegt Alles nach bestimmten Regeln zu einem ganz andern Zwecke, als den die Kunst hat, erlernt und ausgeübt zu werden; Eigenschaften, ohne welche kein Künstler sein kann, kann man bei diesen gymnastischen Uebungen entbehren.

Der gerügte Mißbrauch des Namens der Kunst rührt schon aus dem Alterthume her. Bei den Griechen pflegte man nämlich 1) niedrige und 2) freie Künste zu unterscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

B e r i c h t i g u n g.

Die beispiellos boshafte Entstellung eines bei den letzten Unruhen in Dresden stattgefundenen Vorfalls, rücksichtlich der angeblichen Verhaftung des Herrn Legationsrath Tieg bestimmt mich, obgleich ich in dieser Sache auch nicht im Entferntesten theilhaftig bin, zu folgender, streng der Wahrheit gemäßen flüchtigen Schilderung des eigentlichen Herganges.

Bei den gegenseitigen Angriffen des Militärs und der Rebellen ward unter Andern auch der Bediente des Herrn Landesältesten v. Gersdorf schwer verwundet, und, nebst dem Herrn des Verunglückten, erbot sich zugleich Herr Tieg aus eigenem freiwilligen Antriebe, denselben nach dem Clinicum zu geleiten. Auf dem Wege dahin, nämlich in der innern Rampischen Gasse, stießen sie auf einen Haufen der Rebellen, welche — muthmaßlich in der Meinung, daß man den Verwundeten, statt zum Arzte, zur Arrestur bring-

gen wolle — in eine Masse von Schmähungen gegen Herrn Tieg ausbrachen, weil er, als Gutgesinnter, die übliche weiße Binde trug, mit Steinen nach ihm warfen und sonstige Thätlichkeiten gegen ihn sich erlaubten. So ernsthaft bedrängt, sah Herr Tieg sich genöthigt, den Degen zu ziehen und Jedem, der ihn zu insultiren wage, mit augenblicklicher berber Ahndung zu drohen. Der Haufe gerieth hierdurch in noch größere Wuth, und mit genauer Noth schlug der von allen Seiten Angegriffene sich bis in ein offenkundiges Haus, von einem gewissen Schubert bewohnt, durch. Zwar ward die Hausthüre sogleich verschlossen, aber sie konnte natürlich der vereinten Anstrengung der Empörer nicht lange Widerstand leisten, sie ward erbrochen und der gereizte Haufe forderte hartnäckig den Tod des Herrn Tieg, weil sie die „Blutbinde“ (so nannten die Rebellen an jenen Abenden die weiße Binde derer, die ihnen gegenüberstanden) an ihm gewahrten. Nachdem derselbe, unter Beistand des Gastwirths Schubert, sich noch eine Weile gegen die in das Haus gedrungenen Empörer vertheidigt hatte, führte das Glück den Herrn Rittmeister von Hake mit einem Detachement herbei, welcher durch den Vorwand, daß er Herrn Tieg zur Haft bringen wolle, die Wüthenden einigermaßen beschwichtigte und Erstere unter militärischem Schutze glücklich bis an das Rathshaus geleitete, wo der Gerettete den Vorfall erzählte und dann, unter Schutze einiger Communalgarbisten, nach seiner Wohnung gebracht ward. Später zeigte Herr Tieg unaufgefordert die ganze Begebenheit der Untersuchungs-Commission an und bat die Zeugen darüber, Rittmeister v. Hake, Landesältesten v. Gersdorf, Gastwirth Schubert, Capitain v. Almer I. (welcher das Militär-Detachement an der Babergasse befehligte, und bei welchem er sich den ganzen Abend, zur Zeit, als die beiden Salven auf die Rebellen gegeben wurden, befunden hatte) zu vernehmen, was auch geschah und wobei deren Aussagen völlig mit der seinigen übereinstimmten. Zugleich übergab er auch der Untersuchungs-Commission die anonymen Briefe, welche er längere Zeit vorher erhalten und in denen ihm, als Anhänger des Könighauses, als Gegner des „freien Bürgerthums“, mit der Kugel gedroht wurde. Herr Tieg ist also weder verhaftet, noch nach dem Königsstein deportirt, noch in irgend eine Untersuchung verwickelt gewesen. Vielleicht entsprechen seine ultraroyalistischen Gesinnungen — von denen ich mich zu überzeugen oft Gelegenheit fand und welche, bei meinen liberalern Ansichten, uns nicht selten zu Widerspruch führten — weder dem Gist, noch den Erfordernissen der Zeit, ich mag sie weder in Schutz nehmen, noch bekämpfen; in keinem Falle aber sollten sie Andersgesinnten Anlaß zu Verläumdungen der Art geben, wie man sie vor kurzem öffentlich auszusprechen sich nicht entblödete.

Dresden.

H. Meyner.

Leipzig, bei C. F. Hartmann.